



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die auswärtige Politik Frankreichs während der Julimonarchie.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Köpfe, sondern auch daraus, daß längere Zeiten nöthig sind, um all die kleinen Mittel zu neuen großen Thaten auf dem Gebiete der Wissenschaft zu sammeln.

Die auswärtige Politik Frankreichs während der Julimonarchie.

Guizot, Memoires pour servir à l'histoire de mon temps.

Tom. I—IV. Paris.

Die Abneigung der Franzosen gegen die legitime Dynastie der Bourbonen hatte nicht allein in der innern Politik der restaurirten Monarchie, sondern zum Theil auch darin ihren Grund, daß ihre Wiederherstellung auf's Engste mit den Verträgen von 1815 verknüpft war. Man vergaß es nicht, daß die Herrschaft der Familie dem Lande durch eine siegreiche Invasion der Fremden auferlegt war. Die Erinnerung an die ruhmvollen Kämpfe der Republik, an den kriegerischen Glanz des Kaiserreiches wurde um so lebendiger, je mehr die ungeheuren Opfer, mit denen man die Glorie der Weltherrschaft erkaufte hatte, im Gedächtnisse der Nation nach und nach erblaßten; und die politische Agitation unterließ es nicht, diese Stimmung zu Ungunsten der Dynastie auszubenten; während ihrerseits die Regierung bemüht war, durch thätige Theilnahme an den Welthändeln den Nimbus um sich zu verbreiten, dessen sie, um populär zu werden, dringend bedurfte. Aber die Intervention in Spanien, so rasch und entscheidend ihr militärischer Erfolg auch war, konnte ihrer absolutistischen Tendenzen wegen nur dazu dienen, die Mißstimmung über die auswärtige Politik der Regierung zu erhöhen. Die Theilnahme Frankreichs an den griechischen Angelegenheiten, die Expedition gegen Algier veränderten wenig in der feindlichen Gesinnung des Landes.

Daher war die Lage der Julimonarchie gegenüber den Erwartungen und Hoffnungen, mit denen ein großer Theil der Franzosen in die neue Periode eintrat, und denen genau die Befürchtungen und das Mißtrauen der fremden Mächte entsprachen, eine überaus schwierige. Alle liberalen Elemente, die tüchtigsten Kräfte des Landes, hatten in dem mehrjährigen Widerstande gegen die reactionären Tendenzen der Regierung Karls des Zehnten sich gewissermaßen

in die Routine und die Gewohnheiten einer systematischen Opposition hineingelebt, schwebten also in der augenscheinlichsten Gefahr, auch wider ihren Willen den ausschweifendsten revolutionären Tendenzen dienstbar zu werden: Tendenzen, die sich vielfach nicht bloß an die Traditionen von 1789, sondern auch an die der späteren Revolutionsjahre anknüpften. In Lafayette schien die vergangene Periode noch einmal aufzuleben. Die Gefahr lag nahe, das Streben nach verfassungsmäßiger Freiheit in die revolutionäre Propaganda umschlagen zu sehen. So gering bei den Franzosen das Freiheitsbedürfniß war und ist, so wenig sie geneigt und im Stande sind, sich den unabweislichen Bedingungen des Repräsentativsystems zu fügen: so leicht sind sie doch für eine ehrgeizige Propaganda, wie sie in der großen Revolution von Lafayette ab alle an's Ruder gelangten Parteien, sei es als Mittel, sei es als Zweck, ausgeübt haben, begeistert. Auch der maafsvollste, besonnenste französische Staatsmann kann nicht umhin, gelegentlich seiner Nation ein Compliment zu sagen über ihre civilisatorische Mission, über ihren Beruf, sich für die Freiheit der Welt zu opfern. Was bei dem Staatsmann eine oft nur beschwichtigende Höflichkeit für die eigene Nation, dabei aber immer eine verlegende Phrase für das Ausland ist, drohte in den durch einen siegreichen Kampf erhitzten Gemüthern einen um so ernsteren Charakter anzunehmen, als an vielen Punkten Europa's ein Zündstoff sich angesammelt hatte, der, so schien es, nur auf den zündenden Funken wartete, um alles Bestehende in die Luft zu sprengen.

So waren die Verhältnisse sehr herausfordernd für eine abenteuerliche, welterschütternde Politik von freilich sehr zweifelhaftem Erfolge. Indes in dem Wesen der revolutionären Anschauung liegt es, die Chancen des Gelingens und Mißlingens möglichst wenig in Anschlag zu bringen. Anders aber mußte die neue Dynastie, anders mußten die Staatsmänner, welche durch Gründung derselben die revolutionäre Erschütterung zu einem raschen Abschluß zu bringen bemüht gewesen waren, die Sache ansehen, auch wenn sie unter der Herrschaft der beseitigten Dynastie ihr Mißvergnügen über die wirklichen und vermeintlichen Fehler der alten Regierung in leidenschaftlichster, ihre eigenen Grundsätze überschreitender Weise kund gegeben hatten. Ihnen, welches auch ihr Urtheil über die Gefahren eines allgemeinen Krieges sein mochte, konnte es doch nicht entgehen, daß jede das Ausland provocirende Politik nothwendig einen propagandistischen Charakter annehmen, daß aber jede propagandistische Politik sofort den unheilvollsten Rückschlag nach innen ausüben mußte. Denn wie mangelhaft und einseitig das Urtheil der Franzosen über den inneren Zusammenhang der Ereignisse ihrer ersten Revolution auch sein mochte, — die Thatsache konnte man sich unmöglich verbergen, daß der Krieg vielfach nur ein Mittel in der Hand der vordringenden Parteien gewesen war, um im Innern die Consolidirung geordneter Zustände zu hindern. Und wie

die Verhältnisse lagen, war es klar, daß auch 1830 die gleichen Ursachen gleiche Wirkungen hervorbringen mußten: wenn auch unter manchen Gemäßigten die, im Jahre 1793 so erschütternd widerlegte Ansicht herrschte, daß ein auswärtiger Krieg eine Ableitung für, die inneren Zustände bedrohende Elemente sein würde. Unter allen Umständen gefährlich, kann das Experiment, revolutionäre Leidenschaften nach außen zu lenken, nur da Aussicht auf Erfolg haben, wo eine starke, die Zügel der Herrschaft fest handhabende Regierung dem drohenden Ausbruch einer Revolution vorbeugen will, nicht aber da, wo der Boden noch unter den Nachwirkungen eines eben erfolgten Ausbruches zittert. Die Revolution, — so viel stand fest, — konnte 1830 nicht eher für abgeschlossen gelten, als bis die Verhältnisse mit dem Auslande friedlich geordnet waren; und nur der rasche Abschluß der Revolution ließ der Hoffnung Raum, auf dem Boden des Repräsentativsystems Zustände zu gründen, die mit der Gewähr der Dauer zugleich die einer ungehinderten freiheitlichen Entwicklung boten.

Sobald die ersten stürmischen Zeiten des Ueberganges überwunden und wenigstens äußerlich geordnete Zustände hergestellt waren, mußte es daher die erste Sorge der neuen Regierung sein, wo möglich die alten diplomatischen Beziehungen Frankreichs zu den fremden Cabineten aufrecht zu erhalten. Von besonderer Wichtigkeit war es natürlich, wie das Verhältniß mit England sich gestalten würde. Wellington, der Führer des damaligen Torycabinet's, bedauerte zwar die Ereignisse in Paris, nahm aber doch keinen Anstand, nach der vollendeten Thatsache die neue Regierung anzuerkennen und sich mit ihr in ein gutes Einvernehmen zu setzen. Beachtenswerth ist es, was wir hier bemerken wollen, daß die Beziehungen der Julimonarchie zu den Tories im Allgemeinen leichter und freundlicher waren als zu den Whigs.*) Daß übrigens in England trotz des Untheils, den dieser Staat an der Wiederherstellung der Bourbonen genommen hatte, der Dynastiewechsel im Ganzen mit günstigem Auge angesehen wurde, ist nicht zu verwundern. Der entschiedene Sieg des constitutionellen Systems in Frankreich war für England mehr als eine Tendenzfrage. Mochte

*) Die Ansicht d'Haussonville's (Histoire de la politique extérieure du gouvernement Français, 1830—1848, Tome I. p. 119), der diese Erscheinung besonders aus den Charakteren der auswärtigen Minister der beiden Parteien, Lord Aberdeen und Lord Palmerston erklärt, ist wohl im Allgemeinen richtig; daß daher sein, wie Guizot's Urtheil über Palmerston's Politik ein ziemlich ungünstiges ist, ist von französischem Standpunkte aus erklärlich. Von englischem Standpunkte aus dürfte das Urtheil doch anders ausfallen. Palmerston hat eben nur die Zweideutigkeiten, auf die sich die französische Politik ihm gegenüber mehrfach eingelassen hat, durchschaut, und die begehrliehen Pläne der französischen Regierung ebenso geschickt wie rücksichtslos bekämpft. Es war ein verhängnißvoller Irrthum, wenn man in Frankreich glaubte, in der Freundschaft mit England einen Freibrief zur Durchführung selbstfüchtiger Zwecke zu besitzen.

die heilige Allianz in Folge der vordringenden Politik des Kaisers Nikolaus immerhin gelockert sein; sie bestand doch noch mit ihren Ansprüchen und tendenziösen Interventionsbestrebungen; und es ließ sich leicht berechnen, daß das neue Frankreich sich in den bedeutendsten Fragen mehr zu England, als zu den Continentalmächten hinneigen würde.

Auch Preußen und Oestreich waren nicht bestrebt, der neuen Regierung Hindernisse in den Weg zu legen. So empfindlich ihnen der Sturz der Bourbonen war, so erwünscht mußte es ihnen doch sein, daß das neue Regiment sich rasch consolidirte und wenigstens gegen die kriegerischen und weltstürmenden Gelüste der Propaganda Schutz bot. Besonders der König Friedrich Wilhelm der Dritte und der Fürst Wittgenstein waren nach den französischen Gesandtschaftsberichten, auf die Guizots Darstellung sich stützt, bereit, zwar nicht innige, aber doch freundliche und wohlwollende Beziehungen mit Ludwig Philipp's Regierung anzuknüpfen.

Basson, der französische Gesandte, scheint die Berliner Verhältnisse im Ganzen richtig zu beurtheilen; dennoch ist es sehr zu bedauern, daß unsre Kenntniß des Details jener Periode fast ausschließlich auf französischen und englischen Berichten beruht. Selten, daß sich uns die Gelegenheit bietet, der fremden Darstellung zeitgenössischer Begebenheiten eine archivalisch begründete vaterländische Anschauung entgegenzustellen! Wie lange ist nicht unsre Auffassung der Revolutionszeit von 1789 ausschließlich von französischen Anschauungen beherrscht worden! Und ein wie ganz anderes Bild haben wir von jener Periode gewonnen, seit deutschen Forschern der Zugang zu deutschen Archiven gestattet worden ist!

In Wien boten sich einem guten Einvernehmen schon größere Schwierigkeiten dar. Der Kaiser Franz der Zweite, der, wie ja auch von deutschen Geschichtschreibern nachgewiesen ist, in den Staatsangelegenheiten seinen Einfluß weit mehr geltend machte, als man es lange Zeit geglaubt hat, hatte einen tiefen Widerwillen gegen jede aus einer Volksbewegung hervorgegangene liberale Regierung. Metternich, obwohl er die fanatische Abneigung des Kaisers gegen liberale Formen nicht unbedingt theilte und auch zu zaghaft besonnen, zu kühl berechnend, vielleicht auch zu oberflächlich und blasirt war, um sich mit Leidenschaft einer exclusiven Tendenzpolitik hinzugeben, war doch auf der andern Seite zu ängstlich besorgt für die stricte Aufrechterhaltung der Tractate von 1815, als daß ihn die Julirevolution nicht mit der lebhaftesten Unruhe hätte erfüllen sollen. Dabei war sein Vertrauen auf die Dauer der in Europa bestehenden Zustände nur gering. Nach seinen Aeußerungen, die, wenn er auch oft seine Besorgnisse, absichtlich etwas übertrieb, doch im Ganzen der Ausdruck seiner Ueberzeugung sind, stand ganz Europa über einem Vulkan; wer konnte berechnen, zu welchen weiteren Erschütterungen der erste Ausbruch führen würde? Grade

diese Besorgnisse aber ließen es ihm räthlich erscheinen, der Consolidirung der französischen Regierung, so bald er sich von ihrer Absicht überzeugt hatte, die Verträge zu achten, keine Hindernisse in den Weg zu legen. Nach der andern Seite zog ihn indessen die Scheu, dem Kaiser Nikolaus zu mißfallen, dem gegenüber er nie wagte, einen entschiedenen Standpunkt einzunehmen. Daß von Rußland her Oestreich die größten Gefahren drohten, erkannte er allerdings. Schon auf den Congressen des Jahres 1820 und 1821, als es sich um die österreichische Intervention in Neapel handelte, waren die tiefen Differenzen, welche die beiden Kaiserstaaten, trotz ihrer Solidarität der Revolution gegenüber, von einander trennten, klar zu Tag gekommen. Doch aber blieb diese Solidarität stark genug, um Metternich an einem festen Auftreten Rußland gegenüber zu hindern. So kam er zu dem System, die Gefahren, denen er nicht zu trotzen wagte, durch eine weder seinen Gesinnungen, noch den wahren Interessen Oestreichs entsprechende Nachgiebigkeit gegen den Kaiser Nikolaus, der, nach Guizots Ausdruck, wie ein Alp auf ihm lastete, zu beschwichtigen. Diese aus einer seltsamen Mischung von Abneigung und Furcht hervorgegangne Rücksicht auf Nikolaus ließ dann auch, unterstützt von der persönlichen Abneigung des Hofes und der höheren Gesellschaft gegen den Bürgerkönig, ein herzliches Verhältniß zwischen dem französischen und österreichischen Cabineten nicht aufkommen; ein regelmäßiges und freundliches vermochte sie nicht zu hindern.

Desto peinlicher gestalteten sich, dem Charakter des Kaisers Nikolaus entsprechend, die Beziehungen zu Rußland. Zwar billigte der Kaiser keineswegs die Ordonnanzen Karls des Zehnten*), sah vielmehr in dem Staatsstreich eine gefährliche Unklugheit. Aber einmal unternommen mußte er nach seiner Ansicht um das Princip der königlichen Autorität nicht zu compromittiren, mit aller Kraft und allen Mitteln durchgeführt werden. Mit der größten Spannung sah der Kaiser den Nachrichten aus Paris entgegen; noch am 27. Juli, nach einer glänzenden Truppenrevue, der er ganz gegen seine Gewohnheit zerstreut und theilnahmlös zugeschaut hatte, unterhielt er sich eingehend mit dem französischen Gesandten Bourgoing über die Eventualität eines Kampfes zwischen König und Volk. Der Zweifel des Gesandten an der Treue der Linientruppen versetzte ihn in eine lebhafte Aufregung, die sich bis zu den Ausbrüchen leidenschaftlichster Heftigkeit steigerte, als er die Nachrichten von dem Sturze Karls des Zehnten und der Erhebung Ludwig Philipps, den er als Monsieur le lieutenant-général bezeichnete, erhielt. Guizot, der ihn sehr streng beur-

*) d'Haussonville I. p. 92 ff. Das Buch von d'Haussonville, wichtig wegen der vielen Documente, die es reproducirt, darf seines apologetischen Charakters wegen nur mit Vorsicht gebraucht werden. Guizot ist viel aufrichtiger und unparteiischer, selbst in der Beurtheilung der eigenen Fehler.

theilt und ihm alle wahre Größe abspricht*), hebt besonders die Kleinlichkeit hervor, mit der er seinen Haß zur Schau trug. Er hatte sich ein förmliches System gebildet, seine Nichtachtung gegen Ludwig Philipp kund zu geben. Während er die französischen Bevollmächtigten persönlich mit Beweisen der Rücksicht und des Wohlwollens überhäufte und von der französischen Nation mit Achtung sprach, vermied er es sorgfältig, des Königs zu erwähnen, selbst wo die diplomatische Etikette es forderte. Man ließ dies eine Zeitlang unberücksichtigt, da man wußte, daß er gar nicht daran dachte, seine feindliche Gesinnung zur That werden zu lassen.

Der Herzog von Broglie indessen, im Ministerium vom 11. October Minister des Auswärtigen, war zu wenig gefüge und zu stolz, um sich diese Vernachlässigung der Formen länger gefallen zu lassen. Als er daher den Marschall Maison als Bevollmächtigten nach St. Petersburg schickte, ließ er Pozzo di Borgo, der damals das russische Cabinet in Paris vertrat, wissen, der Marschall sei angewiesen, St. Petersburg binnen acht Tagen unter dem möglichst durchsichtigen Vorwande zu verlassen, wenn der Kaiser beim Empfange nach seiner Gewohnheit den König unerwähnt lassen sollte. Dies wirkte. Bei der ersten Begegnung mit dem Gesandten erkundigte der Kaiser sich nach dem Befinden Ludwigs Philipps.

Ganz ohne ein politisches Ergebniß sollte indessen die erbitterte Stimmung des Kaisers doch nicht bleiben. Der Glanz, welchen die Eroberung Antwerpens auf die französischen Waffen geworfen hatte, die allerdings nicht ganz unbegründete, aber jedenfalls übertriebene Furcht, daß das neue Königreich Belgien einer die Sicherheit Europa's gefährdenden Clientel Frankreichs verfallen möchte, die Zuflucht, die die piemontesischen und nach dem Frankfurter Attentat die deutschen Flüchtlinge auf französischem Boden fanden, — alle diese Umstände konnten nicht verschlen, auf die nordischen Cabinete und besonders auf den Fürsten Metternich, der sich durch das von der französischen Regierung wiederholt proclamirte Nichtinterventionsprincip in den italienischen Angelegenheiten mit völliger Lähmung bedroht sah, einen tiefen und beunruhigenden Eindruck zu machen. Diese Stimmung benutzte der Kaiser Nikolaus, in dem Augenblicke wo, wie wir unten sehen werden, in Folge der orientalischen Wirren eine Spannung zwischen den beiden constitutionellen Großmächten eingetreten war, um Frankreich eine Coalition der absolutistischen Cabinete entgegenzu-

*) L'empereur Nicolaus n'était ni un grand militaire, ni un grand politique, ni un grand esprit, ni même un grand ambitieux: il n'a ni agrandi ses États, ni fait faire à ses peuples, en prospérité, en civilisation, en lumières, en puissance et renommée européenne, de grands progrès, et pourtant il a régné au dedans avec force, au dehors avec éclat (p. 23).

stellen. Auf verschiedenen Conferenzen der Monarchen und Minister zu Theresienstadt, Schwedt, Münchengrätz wurde der Plan besprochen, der schließlich zur Ueberreichung, nicht identischer, aber dem Inhalte nach übereinstimmender Noten in Paris führte. In diesen Noten erklärten die drei Mächte, daß, wenn in Folge von Antrieben, welche die auf französischem Boden ungehindert machinirenden Flüchtlinge anzettelten, in ihren oder ihrer Verbündeten Staaten Unruhen ausbrechen sollten, sie auf die Bitte der betreffenden Regierung mit gemeinsamen Kräften derselben Hilfe leisten, und daß sie jeden Versuch, eine von ihnen an einer derartigen Einmischung zu hindern, als einen gegen alle drei Staaten gerichteten Act der Feindseligkeit betrachten würden. Man sieht, es war dies ein dunkler Angriff gegen das Nichtinterventionsprincip, welches Metternich dem französischen Gesandten gegenüber bei jeder Gelegenheit als den Umsturz des bestehenden Völkerrechtes bezeichnete. Broglie erklärte in Beantwortung der Noten, daß er an dem von ihm aufgestellten Princip festhalten werde und eine Verletzung desselben nur da, wo Frankreichs Interessen gar nicht ins Spiel kämen, unbeachtet lassen könne, daß er aber unter allen Umständen eine Intervention in Belgien, in der Schweiz und (dies war der bedeutendste, speciell gegen Oestreich gerichtete Theil seiner Antwort) in Piemont nicht dulden würde. Daß die ganze Demonstration, die, wie es scheint, von Anfang an nicht auf ein entschiedenes Vorgehen berechnet war, sondern nur dazu dienen sollte, das enge Einvernehmen zwischen den nordischen Mächten zu constatiren, resultatlos blieb, war für die französische Politik ein günstiger Umstand. Es war schon aus dem milden Ton der Noten klar geworden, daß weder Oestreich noch Preußen geneigt waren, sich einer kriegerischen Coalition gegen Frankreich anzuschließen. Die Zeit schien vorüber zu sein, wo man besorgen konnte, daß die beiden Cabinete sich aus tendenziösen Antipathien und Sympathien Rußland unbedingt und ohne Reserve zur Verfügung stellen würden.

Die Schwierigkeiten und Gefahren für Frankreich kamen von einer ganz anderen Seite: es sollte sich zeigen, daß auf die Solidarität der liberalen Principien sich ebenso wenig, wie auf die der conservativen eine dauernde Politik gründen ließ. Die orientalische Frage war bestimmt, eine neue Gruppierung der europäischen Mächte vorzubereiten. Nach dem Siege von Conieh hatte Ibrahim Pascha Smyrna besetzt und bedrohte selbst Constantinopel. Es war augenscheinlich, daß Mehemet Ali, von dem Guizot nach den Berichten der französischen Agenten ein treffliches Charakterbild entwirft, trotz aller Versicherungen der Treue gegen den Sultan, seinen Lehnsherrn, die Absicht hatte, ein großes selbständiges Reich in Asien und Afrika zu gründen. Dies hieß nichts Anderes als dem türkischen Reiche den Todesstoß geben. Alle europäischen Mächte sahen sich daher genöthigt, den orientalischen Ereignissen gegen-

über eine von ihren anderweitigen Beziehungen unabhängige, bestimmte Stellung einzunehmen. Denn von Preußen abgesehen, das bei der Frage nur mittelbar betheiligt war und keine Politik verfolgte, die es hätte bewegen können, die allgemeine Verwicklung zur Förderung seines besonderen Vortheils zu benutzen, standen für die Großmächte die wichtigsten Interessen auf dem Spiele. Indessen waren diese Interessen viel complicirter, als man es gewöhnlich annimmt, und wir können geradezu behaupten, daß Frankreich, weil es die Complication der Beziehungen verkannte, wiederholt zu einer falschen und abenteuernden Politik getrieben ist und wiederholt auf dem schlüpfrigen Boden der orientalischen Frage die empfindlichsten Niederlagen erlitten hat.

Der Conflict, der im Orient ausgebrochen war, zog deshalb besonders die lebhafteste Aufmerksamkeit aller Mächte auf sich, weil zu befürchten war, Rußland werde die Verlegenheiten des Sultans zu seinem eignen Vortheil ausbeuten. Dies war die eigentlich europäische Seite der Frage. Wenn England und Oestreich die Erhaltung des türkischen Reiches als eine Lebensfrage ansahen, so hatte dies ganz besonders darin seinen Grund, daß bei einer Zerstückelung der Türkei keine der beiden Mächte einen Antheil an der Beute gewinnen konnte, der entfernt dem Gewinne gleich gekommen wäre, den das damals übermächtige und im Innern unerschütterte, über alle Mittel seines weiten Gebietes unbedingt verfügende Rußland aus dem Zerfalle des einst so mächtigen Nachbarreiches gezogen haben würde. Es kam also darauf an, in gemeinsamer Action ohne alle Hintergedanken die Türkei durch den Schutz des gesammten Europa's zu decken. Die Eigenthümlichkeit der Situation lag aber darin, daß Rußland an einen Angriff gegen den Sultan gar nicht dachte; sein Plan ging vielmehr dahin, nicht die Pforte äußerlich zu schwächen oder ihr Verlegenheiten zu bereiten, sondern den Einfluß der übrigen Mächte von Constantinopel fern zu halten und an die Stelle eines europäischen ein ausschließlich russisches Protectorat über den Sultan zu setzen. Es trat also der Fall ein, daß der alte Feind der Pforte in der eifrigen Sorge für ihr Wohl mit den alten erprobten Freunden des osmanischen Reiches wetteiferte. Vergeblich warnten die fremden Diplomaten und einsichtigen Rätthe der Pforte den Sultan vor den geheimen Plänen gegen das osmanische Reich, die Rußland unter dem Schein des Schutzes verberge. Mahmud hörte nur auf die Stimme des leidenschaftlichen Hasses gegen seinen übermächtigen Vasallen. „Was kümmert mich das Reich?“ rief er aus, „was kümmert mich Constantinopel? Ich würde Constantinopel und das Reich demjenigen geben, der mir den Kopf Mehemet Ali's brächte.“

Den russischen Plänen arbeitete nur Frankreich, ohne es zu wollen, in die Hände. Es war eine eben so unbesonnene, wie haltlose Politik, wenn das französische Cabinet zwar im Vereine mit den übrigen Mächten gegen den

russischen Einfluß in Constantinopel ankämpfte, dabei zugleich aber bemüht war durch Beschützung des Vicekönigs die Situation zu seinem besondern Vortheile auszubenten. Ein widerspruchsvolles, unklares, den schlimmsten Verdacht herausforderndes Verfahren war es, zugleich den Sultan gegen Rußland und den Pascha gegen den Sultan schützen zu wollen. Wollte Frankreich für seinen Schützling Mehemet Ali in die Schranken treten, so mußte es den Versuch machen, vor Allem Rußland für seine Pläne zu gewinnen; es mußte Rußland zu bewegen suchen, die Rolle des Beschüters der Pforte aufzugeben und sich mit dem Vicekönig und Frankreich gegen den Sultan und halb Europa zu verbünden. Hätte dieser Versuch aber irgend eine Aussicht auf Erfolg gehabt? Würde Rußland, welches von seiner Protectorrolle zwar langsame, aber sichere Erfolge erwarten konnte, aus ungeduldiger Deutelust seine europäischen Allianzen den zweifelhaften Erfolgen eines abenteuerlichen Unternehmens gegen die Türkei aufgeopfert haben? Würde der Kaiser Nikolaus damals, wo ihn sein Alter noch nicht, wie 20 Jahre später, zur Eile trieb, wo die Verhältnisse ihn darauf anwiesen, die weitgreifenden russischen Pläne auf breiten und sicheren Grundlagen vorzubereiten und in imposanter Ruhe den geeigneten Augenblick zur Ausführung abzuwarten, durch eine zweifelhafte Aussicht auf raschen und glänzenden Erfolg sich zu einer verwegenen Politik, die seinem Charakter durchaus nicht entsprach, haben bestimmen lassen? Gewiß nicht. Indem die französische revolutionäre Geschichtschreibung es tadelt, daß die Regierung Ludwig Philipps sich nicht auf derartige und andere noch viel ungeheuerlichere und bodenlosere Combinationen eingelassen hat, verräth sie eine völlige Unkenntniß der damaligen Verhältnisse und Personen. Geht Louis Blanc doch so weit, dem Könige Friedrich Wilhelm dem Dritten eine wichtige Rolle in seinem revolutionären Welttheilungspläne zuzuweisen! Daß die französischen Staatsmänner an ein derartiges Vorgehen nicht dachten, ist selbstverständlich und um so natürlicher, da ihre Politik auf der Allianz mit England begründet war. Unter diesen Umständen war es aber eine Unklugheit, sich von der allgemeinen europäischen Auffassung der Frage zu trennen, und um einer höchst unsicheren Aussicht willen das englische Bündniß aufs Spiel zu setzen. Auch Guizot kann nicht umhin, die französische Politik in der ägyptischen Frage bedenklich unklar zu finden. Doch ist es unzweifelhaft, daß er selbst im entscheidenden Augenblick auf demselben Standpunkte gestanden und die Illusionen der übrigen französischen Politiker getheilt hat. Wenn Guizot den Hauptgrund zu der damaligen französischen Politik in den auf den Erinnerungen der bonapartistischen Expedition beruhenden populären Sympathien für Aegypten und Mehemet Ali sucht, so liegt in dieser Entschuldigung selbst wieder ein anderer schwerer Tadel enthalten, ohne daß es ihm jedoch gelingt, den unbefangenen Leser zu überzeugen, daß der Vorwurf einer absichtlich zweideutigen, dabei aber falsch berechnenden

Politik ein ungerechtfertigter wäre. Die populären Sympathien für Aegypten sind auf das Cabinet gewiß von geringem Einflusse und nur in sofern von Bedeutung gewesen, als sie es demselben, in Rücksicht auf die Stimmung des Landes, erschwerten, rechtzeitig den Rückzug aus seiner isolirten Stellung anzutreten. Das Cabinet hatte keine andere Absicht, als die, in Mehemet Ali sich einen kräftigen Verbündeten zu erhalten, mit dessen Hülfe man den alten Plan, das mittelländische Meer zu einem französischen Binnensee zu machen, verwirklichen könne. Daß trotz aller Verhüllungen, die sich unter der seltsamen Theorie versteckten, man müsse zwar die Integrität der Türkei erhalten, aber dabei doch ihre Zersüchtelung begünstigen, soweit die sich ablösenden Glieder die Aussicht böten, sich zu selbständigen, von fremdem Einflusse unabhängigen Staaten zu gestalten, Palmerston die wahren Absichten Frankreichs sofort durchschaute, ist natürlich unzweifelhaft; und die französische Politik hatte sich sehr verrechnet, wenn sie glaubte, der englische Staatsmann werde aus Furcht vor dem russischen Uebergewichte den für England nicht minder gefährlichen französischen Plänen freien Raum zur Entwicklung lassen.

Der zweideutigen Unklarheit des Planes war die völlige Unsicherheit der Ausführung entsprechend. Die französische Vertretung im Oriente war schlecht disciplinirt und, wie es scheint, auch ungenügend instruirt. Während der französische Gesandtschaftssecretär de Ravennes, der nach General Guilleminots Abberufung als Geschäftsträger bei der Pforte fungirte, den Sultan zur Bewilligung der Forderungen Mehemet Ali's drängte, trat der 1833 zum Gesandten in Constantinopel ernannte Admiral Roussin entschieden auf Seite der Pforte und suchte Mehemet Ali in ziemlich schroffer Weise zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Beide Richtungen waren gewissermaßen in Bois-le-Comte vereinigt, der als Beobachter der Ereignisse und Rathgeber, ohne eine officielle Stellung zu bekleiden, an Mehemet Ali gesandt war. Die kategorischen Rathschläge Roussins machten auf Mehemet keinen andern Eindruck, als ihn heftig zu erbittern. Er antwortete dem Admiral gar nicht, da derselbe nur beim Sultan beglaubigt sei und also ihm keine Rathschläge zu ertheilen habe. Auch könne er, erklärte er an Bois-le-Comte, ihn, ohne zu lügen, nicht *mon cher ami* anreden. Auch die schiefe Ansicht, die er sich von den europäischen Verhältnissen gebildet hatte, bestärkte ihn in seinem Widerstande; er war überzeugt, daß binnen Jahresfrist ein europäischer Krieg ausbrechen und ihm völlig freie Hand lassen würde. So war er allen vermittelnden Vorschlägen unzugänglich. Verschwendend hat er alle seine Mittel auf, um auf die Rätthe des Sultans direct zu wirken. Und in der That hatte er seine Mittel so gut gewählt und mit solchem Geschicke angewendet, daß ihm die Pforte im Vertrage von Kutaieh (5. Mai), dessen rascher Abschluß uns übrigens noch nicht genügend auf

geklärt erscheint) nicht nur Syrien, sondern auch das Paschalik von Adana abtrat.

Indessen säumte im Vertrauen auf den offenkundigen Gegensatz der englischen und französischen Politik Rußland nicht, die Gunst der Lage zu seinem Vortheile zu benützen. Am 6. Mai, also nachdem die Handel bereits beigelegt waren, erschien mit dem Pompe, wie ihn Rußland bei wichtigen Gelegenheiten in Constantinopel zu entfalten liebt, Graf Orloff als außerordentlicher Gesandter bei der hohen Pforte und Generalissimus der russischen Streitkräfte im ottomanischen Reiche, gewissermaßen um die innige Freundschaft zwischen Rußland und dem Sultan in möglichst auffälliger Weise zu constatiren und Schutz für die Zukunft zu versprechen. Diese prunkende Schaustellung der russischen Protection brachte die gesammte Diplomatie in Constantinopel in Aufregung. Alle Differenzen waren vergessen; man forderte von der Pforte eine Erklärung, auf die man die Antwort erhält, die Ankunft des Grafen Orloff sei nur ein ausdrückliches (explicite) Zeichen des guten Einverständnisses, welches zwischen dem Sultan und dem Kaiser von Rußland herrsche. Das gute Einverständnis führte zu dem vielberufenen Tractate von Untiar Skelessi (8. Juli), in welchem Rußland für die Zukunft der Pforte jeden militärischen Schutz zu Wasser und zu Land versprach, den dieselbe fordern würde. In einem geheimen Artikel verzichtete Rußland auf jede Hilfe, die es gemäß dem Princip der Gegenseitigkeit von der Pforte verlangen konnte, und begnügte sich mit dem Versprechen, daß die türkische Regierung die Dardanellen schließen, d. h. keinem fremden Kriegsschiffe unter irgend welchem Vorwande den Eintritt in dieselben gestatten würde. Vor diesem glänzenden Erfolge Rußlands traten die bisherigen Eifersüchteleien der Mächte sofort zurück. Admiral Rousin mußte in seinem Eifer sogar von dem englischen Gesandten Lord Ponsonby, einem glühenden Russenfeinde, aber sehr gewiegten Diplomaten, gezügelt werden; denn Ponsonby wollte Englands Ansehen nicht durch einen übereilten und erfolglosen Schritt compromittiren. Die Leidenschaft beruhigte sich auch bald; man ließ den Vertrag vorläufig als eine vollendete Thatsache bestehen, mit dem Vorbehalte, im geeigneten Augenblicke sich den Consequenzen desselben zu widersetzen. Besonders war Metternich bemüht, einer kühnern Auffassung Eingang zu verschaffen. Er tadelte die von Seiten Englands und Frankreichs in St. Petersburg eingereichten Proteste, die von Seiten Nesselrode's mit der Erklärung beantwortet waren, daß der Kaiser fest entschlossen sei, vorkommenden Falls alle Verpflichtungen, die der Vertrag vom 8. Juli ihm auferlege, zu erfüllen, und daß er jeden Protest dagegen als nicht geschehen betrachten werde. Metternich, eben so ängstlich darauf bedacht, jeden Conflict mit dem Kaiser Nikolaus zu vermeiden, wie vor den Plänen desselben besorgt, dabei

stets beflissen, seinen persönlichen Einfluß in das hellste Licht zu stellen, versprach, Alles aufzubieten, um vom Kaiser eine Modification des Vertrages zu erlangen. In der That ertheilte ihm in Münchengräß der Kaiser die ziemlich bedeutungslose mündliche Zusicherung, die Anwendung des Tractates vorkommenden Falls nicht proclamiren zu wollen. Man war im Grunde von beiden Seiten entschlossen, die Sache nicht auf's Aeußerste zu treiben. Der nächste orientalische Conflict sollte zeigen, ob der Tractat nur ein äußerlich glänzender oder auch ein praktisch bedeutender Erfolg für Rußland war.

Denn daß der Conflict zwischen Sultan und Pascha nur vertagt, nicht aufgelöst war, mußte schon damals jedem Einsichtigen einleuchten. Von Mahmuds mit den Jahren gesteigerter Leidenschaft war nichts Anderes zu erwarten, als daß er begierig jede Gelegenheit ergreifen würde, für Kutaieb Rache zu nehmen, zumal da er wußte, daß einem erfolgreichen Unternehmen gegen den Vicekönig die Billigung der meisten Cabinete nicht fehlen würde. Wichtiger aber war zunächst, daß durch die ungeschickte französische Politik das freundschaftliche Einvernehmen zwischen den beiden constitutionellen Staaten gestört und daß diese Störung vor den Augen des mißtrauischen und zum Theil übelwollenden Europas offen dargelegt war. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß die Wahrnehmung dieser Spannung ganz besonders die nordischen Mächte zu der Demonstration von Münchengräß ermuntert hat.

Daß Frankreich dessenungeachtet in der zweiten Phase der orientalischen Frage im Jahre 1839 sich wiederum ohne alle Aussichten auf Erfolg in dieselben Irrgänge einer unklaren Politik begab, daß es ungewarnt durch die Symptome des Jahres 1833 sich von Neuem den unbegreiflichsten Illusionen über die realen Verhältnisse und die Stimmungen der Mächte hingab, wie wir in einem zweiten Artikel durchführen wollen, ist einer der schwersten, und verhängnißvollsten Fehler, welche die Regierung Ludwig Philipps sich hat zu Schulden kommen lassen.